

(Nachdruck verboten.)

46]

Pelle der Eroberer.

Roman von Martin Andersen Nexö.

Autorisierte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Zwanzig neue Dinge in der Sekunde formte Pelle und schob sie von sich ab. Die Erde wuchs unter ihm zu einer Welt, die reich war an Spannung und grotesken Formen, Unwahrscheinlichkeiten und den alltäglichsten Dingen. Er bewegte sich unsicher darin, denn da war beständig etwas, das sich verschob und umgewertet oder umgeschaffen werden mußte; die selbstverständlichsten Dinge verwandelten sich und wurden auf einmal zu haarsträubenden Wundern — oder umgekehrt. Er ging in einer beständigen Verwunderung umher und verhielt sich selbst den bekanntesten Dingen gegenüber abwartend. Denn wer wußte, welche Ueberraschungen sie bereiten würden.

So hatte er sein ganzes Leben lang Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß Hosenknöpfe aus Knochen gedreht waren und fünf Löcher hatten, ein größeres in der Mitte und vier kleinere ringsherum! Und da kommt eines Tages einer der Knechte mit ein paar neuen Hosen aus der Stadt nach Hause, an denen Knöpfe sitzen, die aus glänzendem Metall sind und nicht größer als ein Fünfundzwanzigörestück. Sie haben nur vier Löcher, und der Faden soll kreuzweise darüber liegen, nicht von der Mitte ausgehen, so wie bei den alten.

Oder die große Sonnenfinsternis, auf die er den ganzen Sommer gespannt gewesen ist und die, wie alle die alten Leute sagten, den Untergang der Welt nach sich ziehen würde. Er hatte sich so darauf gefreut — namentlich auf das mit dem Untergang. Das würde doch so eine Art Erlebnis sein, und irgendwo in ihm saß eine ganz kleine Zuversicht, daß er für sein Teil wohl damit fertig werden würde. Die Sonnenfinsternis kam auch, so wie sie kommen sollte, es ward oben, drein Nacht wie am jüngsten Tage, die Vögel wurden so still, und das Vieh brüllte und wollte nach Hause laufen. Aber dann wurde es wieder ebenso hell wie vorher, und das Ganze verlief in nichts.

Und dann waren da ungeheure Schreden, die sich mit einem Schläge als winzig kleine Dinge entpuppten — Gott sei Lob und Dank! Aber da waren auch Freuden, die heftiges Herzklopfen verursachten — und ganz einfach zu Langerweile wurden, wenn man bis zu ihnen gelangt war.

Weit draußen in der nebelhaften Masse trieben unsichtbare Welten vorüber, die mit der seinen nichts zu schaffen hatten; ein Laut von dem Unbekannten da draußen schuf sie ganz und gar im selben Augenblick. Sie entstanden auf dieselbe Weise wie das Land hier an dem Morgen, als er auf dem offenen Zwischendeck des Dampfers stand und Stimmen und Geräusche durch den Nebel hörte: zusammengeballt und mächtig, mit Formen, die wie ungeheure Fausthandschuhe wirkten.

Und inwendig in einem war da das Blut und das Herz und die Seele. Das Herz, das hatte Pelle selbst ausfindig gemacht, war ein kleiner Vogel, der eingeschlossen war; aber die Seele bohrte sich wie ein Wurm dahin im Körper, wo die Begierde saß. Der alte Dachdecker Holm hatte einem, der an Stehlucht litt, die Seele wie einen dünnen Faden aus dem Daumen gezogen. Pelles eigene Seele war nur gut, sie saß ihm in beiden Augäpfeln und spiegelte Vater Lasses Bild, so oft er da hinein sah.

Das Blut war das schlimmste, das selbe ließ sich Vater Lasse immer zur Ader lassen, wenn ihm etwas fehlte — die bösen Säfte sollten heraus. Gustav dachte viel über das Blut nach und konnte die wunderbarsten Dinge davon erzählen; er schnitt sich in seine Finger, nur um zu sehen, ob es reif war. Eines Abends kam er nach dem Kuhstall herüber und zeigte einen blutenden Finger; das Blut war ganz schwarz. „Jetzt bin ich ein Mann!“ jagte er und fluchte ganz gewaltig. Aber die Mägde machten sich nur lustig über ihn, er hatte ja seine Lonne Erbsen noch nicht nach dem Boden getragen.

Und dann war da ja die Hölle und der Himmel — und der Steinbruch, wo sie einander mit schweren Hämmern schlugen, wenn sie betrunken waren. Die Leute im Steinbruch, das waren die größten Riesen auf der Welt, einer von

ihnen hatte zehn Spiegeleier auf einmal gegessen, ohne krank zu werden. Und Eier waren doch die Kraft selbst.

Unten auf der Wiese hüpfen Irrlichter suchend in den tiefen Sommernächten umher; eins von ihnen hielt sich immer in der Nähe des Baches auf, und stand da und schimmerte auf den Gipfel eines kleinen Steinhaufens, der da mitten in der fetten Wiese lag. Vor ein paar Jahren hatte ein Mädchen eines Nachts ein Kind hier draußen in den Dünen geboren, und da sie sich nicht zu helfen und zu raten wußte, ertränkte sie es in einem der Löcher, die der Bach schneidet, wo er eine Biegung macht. Gute Menschen errichteten die kleinen Steinhaufen, damit die Stelle nicht in Vergessenheit geraten solle; und über dem Steinhaufen brannte nun die Seele des Kindes in den tiefen Nächten um die Jahreszeit, in der das Mädchen geboren hatte. Pelle glaubte, das Kind selber sei unter den Steinen begraben und schmückte von Zeit zu Zeit den Haufen mit einem Farnkraut; aber an dieser Stelle des Baches spielte er niemals. Das Mädchen kam ja übers Wasser ins Zuchthaus auf viele Jahre; und die Leute wunderten sich über den Vater. Sie hatte keinen angegeben, aber Gott und jedermann wußten dennoch, wer es war. Es war ein junger, wohlhabender Fischer unten aus dem Dorf, und das Mädchen gehörte zu den allerärmsten Leuten, so daß ja doch nie von einem Heirat der beiden die Rede hätte sein können. Das Mädchen hatte dann wohl dies vorgezogen, statt ihm das Haus einzurennen und um Hilfe für das Kind zu bitten — und als Webermädchen mit einem unehelichen Kinde zum Spott und zur Schande im Dorf zu sitzen. Und das mußte man sagen, er hielt die Ohren gehörig steif, wo sich gar manch einer geschämt hätte und zur See gegangen wäre.

Jetzt im Sommer, zwei Jahre nachdem das Mädchen eingelocht war, ging der Fischer eines Nachts am Strande entlang, mit Fischerneken auf dem Rücken, dem Dorfe zu. Er war ein hartgefottener Bursche und besann sich keinen Augenblick, den kürzesten Weg einzuschlagen und über die Wiese zu gehen; aber als er schon eine ganze Strecke in die Dünen hineingekommen war, verfolgte ein Irrlicht seine Spur, und er wurde bange und fing an zu laufen. Es holte ihn mehr und mehr ein, und als er über den Bach sprang, um Wasser zwischen sich und den Geist zu legen, griff es nach den Negen. Da rief er den Namen Gottes und rannte sinnlos weg, alles im Stich lassend. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang holten er und der Vater die Neke, die sich in dem Steinhaufen verfangen hatten und quer über dem Bach lagen.

Da schloß sich der Bursche den Vetern an, und der Vater ließ das Trinken nach und folgte seinem Beispiel. Früh und spät konnte man den jungen Fischer bei ihren Versammlungen treffen, und im übrigen ging er wie ein Missetäter umher, ließ den Kopf hängen und wartete nur darauf, daß das Mädchen aus dem Zuchthause nach Hause kommen sollte, damit er es heiraten konnte.

Pelle wußte von dem Ganzen Bescheid. Die Mägde erzählten schauernd davon, wenn sie an den langen Sommerabenden den Knechten auf dem Schoß saßen, und ein liebeskrankter Bursche aus dem Innern der Insel hatte ein Lied darüber gedichtet, das Gustav zu seiner Harmonika sang. Dann weinten die sämtlichen Mägde des Gehöfts, selbst der schneidigen Sara wurden die Augen naß, und sie fing an, mit Mons über die Verlobungsringe zu reden.

Eines Tages, als Pelle auf dem Bauch lag und eine Melodie vor sich hinträllerte und mit den nackten Füßen in der blanken Luft herumfocht, sah er einen jungen Mann unten am Steinhaufen stehen und Steine drauflegen, die er aus seinen Taschen nahm. Dann kniete er nieder. Pelle ging zu ihm hin.

„Was machst Du da?“ fragte er kühn — er fühlte sich auf seinem eigenen Gebiet. „Beteft Du Dein Abendgebet?“

Der Mann antwortete nicht, sondern blieb gebeugt liegen. Endlich erhob er sich und spieß Priemsauce aus.

„Ich bitte zu ihm, der uns alle richten wird,“ sagte er und sah Pelle fest an.

Pelle erkannte den Blick wieder, es war derselbe Ausdruck wie bei dem Manne neulich — der von Gott gesandt war. Nur daß kein Vorwurf darin lag.

„Hast Du vielleicht kein Bett, worin Du schlafen kannst?“

fragte Belle. „Ich bete mein Abendgebet immer unter dem Oberbett. Er hört es doch! Gott der Herr weiß alles!“

Der Mann nickte und fing an, sich mit den Steinen des Hausens zu schaffen zu machen.

„Den mußt Du nicht in Unordnung bringen,“ sagte Belle sehr bestimmt. „Denn darunter liegt ein kleines Kind begraben.“

Der Bursche sah ihn mit einem wunderlichen Gesicht an. „Das ist nicht wahr!“ sagte er mit erstickter Stimme, „Denn das Kind liegt oben auf dem Friedhof in richtig geweihter Erde.“

„So-o?“ sagte Belle mit dem langgezogenen Tonfall des Vaters. „Die Eltern haben es doch ertränkt, soviel ich weiß — und es hier begraben.“

Er war zu stolz auf sein Wissen, um es so ohne weiteres Preiszugeben.

Der Mann sah so aus, als wenn er schlagen wollte, und Belle zog sich ein wenig zurück. Da stand er und lachte ganz unerbötlich, er war seiner Weine ja sicher. Aber der andere achtete nicht mehr auf ihn, er stand stumpfsinnig da und sah an dem Steinhaufen vorbei. Da kam Belle wieder zu ihm hin.

Der Mann fuhr zusammen, als er seinen Schatten sah, atmete tief auf und seufzte. „Bist Du noch da?“ sagte er tonlos, ohne Belle anzusehen, „warum kannst Du mich nicht in Frieden lassen?“

„Dies ist meine Wiese,“ sagte Belle, „denn ich hüte hier. Aber Du kannst gern hier bleiben, wenn Du nicht schlagen willst. Und den Steinhaufen mußt Du in Ruhe lassen, denn darunter liegt ein kleines Kind begraben.“

Der junge Mann sah Belle ernsthaft an. „Es ist nicht wahr, was Du da sagst, wie kannst Du nur so lügen? Gott mag keine Lügner. Aber Du bist nur ein argloses Kind, und ich will Dir erzählen, wie es zugeht, ohne Dir etwas zu verborgen, so wahr ich keinen anderen Wunsch habe, als ganz vor Gottes Antlitz zu wandeln.“

Belle sah ihn verständnislos an: „Wie es zugegangen ist, weiß ich sehr gut selbst, ich kann ja das ganze Lied auswendig. Ich kann es Dir sehr gern vorsingen, wenn Du es hören willst; es heißt so!“ Und Belle begann zu singen mit vor Verlegenheit ein wenig unsicherer Stimme:

So glücklich fliehet unsere Kindheit dahin,
Wir kennen nicht Sünde und Not,
Wir spielen und ahnen nicht, daß unser Weg
Uns führt in Gefängnis und Tod.
Wohl mancher gedenket mit klagender Stimme
Wie einstmal das Glück ihm geblüht,
Die Zeit wird so lang im Gefängnis mir hier,
Drum will ich Euch singen mein Lied.
Ich spielte mit Vater, mit Mutter ich spielt,
Und die Kindheit berging — ich ward groß.
So hell schien die Sonne, mein Schatz küßte mich
und hob mich zu sich auf den Schoß.
Meinen Tag gab ich ihm, meine Nacht ich ihm gab,
Dacht' nicht an Verrat und an Neid,
Doch als ich ihm sagte, wie's mit mir bewend't,
Da war's mit dem Spielen vorbei.
„Ich liebe Dich nie,“ sagt' er höh'nisch zu mir,
„Was kommt Dir nur in den Sinn.“
Er dreht' mir den Rücken, ging zornig davon —
Da ward ich zur Mörderin.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Von Schiffahrt, Angst, Courage u. dergl.

Von Otto Ernst.

Wir waren eine regelrecht gemischte Gesellschaft: immer ein Mädel — ein Bursche, ein Mädel — ein Bursche usw. Nur in zwei Dingen stimmten wir alle überein, erstens: wir waren jung, und zweitens: wir wollten uns an diesem Nachmittag auf jeden Fall wunderbar amüsieren. Selten ist ein Voratz mit größerer Energie gefaßt worden als dieser.

Nun ist es eine der allerbestimmtesten Tatsachen, daß solchen Reuten in solcher Stimmung eine Wasserfahrt ein ganz erhebliches Vergnügen zu bereiten pflegt. Die Damen ins Boot heben, ihre Füßchen und Spitzensäume bewundern, sie kreischen und lichern hören, sie beruhigen, ein stolzes Beschützergefühl in den resp. Männerbusen spüren, sich mit unerhörter Bravour in die Ruder legen und Wind und Meer gebieten, solange sie nichts dagegen haben — andererseits: vor den Männern zu spielen mit eben

jenen Füßchen und Spitzensäumen, mit anmutzarter, hilfsbedürftig-ängstlicher „Weiblichkeit“, vielleicht gar die Nermel hochstreifen, Hände Nr. 5½ zeigen, ein für hervorragende Schifferläufe gemachtes Ruder mit möglichst zierlicher Rappschicht umklamern und es solchermaßen hin- und herbewegen, daß sämtliche Inzassen etwas davon haben — wer wollte leugnen, daß alles das für die resp. Geschlechter ungefähr soviel bedeutet wie ein Leutnant mit Schlagsahne oder ein dreißigiges Fahrrad mit Statborrichtung, nämlich: eine Akkumulation höchster Genüsse?

Ein erklärtes Verhältnis gab es erfreulicherweise innerhalb unserer achtköpfigen Gesellschaft nicht — wenn auch ein Paar gewisse dringende Verdachtsmomente aufwies — es bestand also, wie der kundige Leser aus meinen Andeutungen schon geschloffen haben wird, zwischen uns jene reizvolle Spannung ungleichnamiger Geschlechter, der die Entfernung noch zu groß ist, als daß der Funke überspringen könnte, die sich aber dafür in einem pracht- und wundervollen St. Elmsfeuer der Kofetterie entladet. Es gibt kaum etwas Possitlicheres als die Kofetterie zwanzigjähriger Leuten. Die jungen „Männer“ posieren entweder genau so stark wie die Weibchen oder etwas stärker; in späteren Jahren freilich neigt sich das Uebergewicht in diesem Punkte auf die Seite der Frauen, weil die Männer dann fauler und gleichgültiger werden, diese Eigenschaften sehr oft für sittlichen Ernst halten und sie infolgedessen kultivieren. Die jungen Männlein aber tun groß, und die Weiblein tun klein, so will es die überlieferte Praxis. Was die Jünglinge in dem Alter um 20 herum an Mut produzieren, ist ungläublich. Und sieht man die Jungfrauen, so weiß man — immer vorausgesetzt, daß man selbst im entsprechenden Alter steht — daß Anmut und Sanftmut, Bärtlichkeit und Mitgefühl ewig wohnen werden an jedem Herde der Heimat. Mut wollten wir heute zeigen, den Mut zu Wasser; es sollte eine Elspartie gemacht werden.

Es war aber einer unter uns, der das ehrwürdige Alter von 27 hatte, der männliche Part des verdächtigen Paares, und dieser stellte jetzt die komische Frage:

„Ist denn einer von Ihnen, meine Herren, auch imstande, ein Boot auf der Elbe zu handhaben.“

Ein kurzes, entrüstetes Schweigen und dann eine Sturzwellen von Fragen: „Wieso?“ „Das hüßchen Rudern?“ „Können Sie nicht rudern?“ „Sind Sie bange?“

Dies Wort gab dem Uebermut Luft: der arme Herr Steen hatte ausgeforgt; er konnte sich für heute und für die Zukunft auf den Hohn der wogelustigen Jugend gefaßt machen.

„Es vergeht kaum eine Woche“, fuhr er mit unerträglichem Ernsthaftigkeit fort, „daß nicht von einem gekenterten oder über-rannten Boot und von ein, zwei, drei bis ein Dutzend und mehr erfossenen Vergnügungsfahrern berichtet würde. Ich halte es für Leichtsin, sich auf einem höchst gefährlichen Fahrwasser anderen als wirklich kundigen Händen anzuvertrauen, und habe das auch bisher noch nie getan.“

Für den Menschenkenner wird es nicht nötig sein, ihm das Hohngelächter zu schildern, das ob dieser Rede auf den furchtsamen Herrn Steen herniederprasselte. Die Damen schürzten heimlich mit Verachtung die Lippen, und selbst diejenige, welche ein dunkler Verdacht mit diesem Sicherheitskommisar in Verbindung brachte, entfernte sich unwillkürlich um einige Schritte weiter von ihm.

„Na, sein' Se man nich bängel“ rief Herr Martens, der oberste Draufgänger von uns Jungen, „versuchen Se's man! Wenn Ihnen schlecht wird, setzen wir Sie in eine Droschke und lassen Sie sein bis an Ihr Bett fahren. Zufrieden?“

„Gut, unter dieser Bedingung geh' ich mit“, versetzte Herr Steen. Die Zusage wurde mit spöttischem Gelächter aufgenommen; die Damen licherten jetzt ganz ungeniert hinter Herrn Steens Rücken. Auf dem Weg nach dem Hafen blieb er fast gänzlich isoliert.

Da war also wieder mal unser alter lieber Hein Klood, der Bootvermieter und Inhaber jener Badeanstalt, in der ich als Fünf-jähriger mein erstes öffentliches Bad in solcher Art nahm, daß ich in der Stut meines damals schon bedrohlichen Temperaments mit Hemd und Höschen in das Bassin für die größten Erwachsenen sprang und sofort mit dem Kopf bis auf den Grund drang. Ein ruhiger Griff Hein Kloods in meine Nassträgerloden brachte mich wieder zum Vorschein. Seitdem hat sich eine Art Kindschafftsgefühl gegen den alten Mann in mir erhalten; ich nehm' ihm jede Geschichte ab, und wenn ich ihn besonders erfreuen will, reize ich ihn durch fabelhaft unwissende Fragen zu einer belehrenden Erzählung aus seinen Seemannszeiten. Er hat, nach einem ziemlich verbürgten Gerücht, nur ein paar Fahrten nach Westindien gemacht; aber er lügt bis zu den höchsten Breitengraden, und ein Ueberfall durch chinesische Seeräuber im Gelben Meer kostete ihm nicht die geringste Anstrengung. Ueberhaupt erzählt er jedes gewünschte Abenteuer, und mißt dabei, während er den Zuhörer schärfstens studiert, im stillen ab, wieviel tote Seeräuber und wieviel Fuß Sturzwellen er ihm zumuten darf. Mir fügt er die höchsten Wellen und die meisten Toten zu; denn ich mache ihm zu Gefallen immer ein Gesicht wie Klingers Simplicissimus, da er vom Einsiedler das Lesen lernt. Hein Klood ahnt natürlich nicht, daß mir das Interessanteste seine Geographie ist. Er hat es mir schon wiederholt versichert, es sei ein wahres Glück, daß „die Linie“ über's Wasser gehe; wenn sie über's Land ginge, würde die Hitze nicht auszuhalten sein.

Dieser Mann also hermitese uns ein gutes, nettes Boot, ver- sprach uns gutes Wetter — was er immer tut — und wünschte uns eine glückliche Fahrt. Herr Steen bestieg unter großem Gallo das Boot.

„Herr Steen — vorsehn! Das Wasser hat keine Ballen!“ — „Herr Steen, es wackelt!“ — „Herr Steen, werden Sie nicht beim Einsteigen schon seefrank“ und dergleichen mehr schwirrte dem Kleinmisten um den Kopf, der aber, zum Glück für die gute Stimmung, alles mit zehrischer Gemütsruhe hinnahm und, als man sich müde geküßt hatte, trocken bemerkte, er müsse nur immer an unsere Eltern denken, für die unser Leben doch einen gewissen Sinn habe.

Der Hafen war diesmal wieder groß und schön. Wer den Ham- burger Hafen in seinem Sonntagsleide sehen will, der muß ihn an einem sonnigen Arbeitstage sehen. Ich kenne kein überwältigenderes Bild der Arbeit als dieses. Hier scheinen sich alle Geräusche der Welt zu vereinigen zu einer rauschenden, rollenden, surrenden, hämmernden, knirschenden, pfeisenden, kirrenden, heulenden, stöhnenden, donnernden Symphonie der Arbeit. Hier sind wir nicht mehr in einem kleinen Staate, hier sind wir in der Welt. Hier weht Luft aus allen Zonen, Klang und Duft aus allen Breiten. Die Masten der Schiffe, dieser Fackelmannern, weisen in blaue Höhen, ihr gierig-scharfer, durchschneidender Bug in blaue Weiten. Hier braust dir in einem Augenblick durch alle Adern wie Wein das ganze Kraftgefühl der Menschheit. Und das Heulen der Schiffs sirenen gibt dir Antwort auf deinen Stolz: es ist ein wildaufstrebender, wahnsinniger Wutschrei der unterjochten Naturkraft. Aber die ungeheuren Raubvogelschnäbel der Kräne holen unermüdet neue Schätze aus den strohenden Wägen der Schiffe hervor und streuen sie hinaus ins Land, unermüdet, unermüdet. Und droben auf dem Schiff, dessen steile Wand nun unmittelbar, zum Greifen nahe fast, neben uns emporsteigt, jäh, still, drohend, lauernd, als wolle sie im nächsten Augenblick sich neigen und uns zermalmen — droben an der Reeling tanzt ein feinstohlen- geschwärtzter Arbeiter mit humorvollen Sprüngen zu einer Musik, die von einem Vergnügungsfahrzeug her lustig über die Wellen hüpf. Und auf dem Heck eines Chinafahrers sitzt eine deutsche Mutter und läßt ihr rundes Bübchen auf dem Arme tanzen zu eben jener Musik. „Musik! Musik!“ hallt es von allen Quais und Schiffen und aus allen Speichern, als die heitere Weise ver- stummt ist.

Sie wollen Musik. Und über allem ist Sonne.

Wenn ich so durch diesen Hafen fahre, dann sehe ich ihn: den großen Triumphtag der Arbeit, da alles, was arbeitet, frei wird von gemeiner Sorge und frei wird zu reinerer Luft. So wird er aussehen, wie dieses große Bild voll Leben, Tat und Sonne. Ich weiß, ich weiß: dies ist nur ein Bild, und der Tag ist noch nicht da. Aber zuweilen sah ich ihn schimmern um die Masten dieser Schiffe und um die Dächer dieser Stadt.

Und dann stromab an den stillen, heimlich umbuschten Ufern von Neumühlen und Debelgönnen, Othmarschen und Kienstedten vorüber, bis zu dem sauber blinkenden, weiß und grünen Finken- wärder. Immer größer, immer breiter, immer ruhiger der Strom, wie ein großes Leben, das von Stunde zu Stunde die Welt mit größerem Blick umfaßt und nun immer klarer, segensreicher, mäch- tiger und stiller wird.

Er fließt nach Westen, dieser Strom, und so ergießt er an jedem schönen Abend seine breite Flut in das purpurne Meer der Sonne. Sein Drängen und Treiben endet im Lichte. Das ist mir von Kindheit auf ein gewohntes, heiliges Bild.

Drüben, im allerersten Hause, das der Blick noch erreichen kann, blinken die Fensterscheiben von lauter Sonne. Das, ihr Brüder vom Gebirge, ist uns Kindern der Ebene Seligkeit: auf zwei Meilen weit dem Nachbar im stillen Herzen eine gute Nacht zu wünschen, wenn aus seinem Fenster die Abendsonne uns zunickt. Das ist uns Seligkeit: stundenlang wandern und fahren und fahren und wandern können und immer das Auge Raum trinken lassen, so viel es mag, ohne zu fürchten, er könnte alle werden. Was noch hinter diesem lachenden Horizont an dultig-klaren Weiten liegt, das trinkt ein Auge nicht aus. Ich liebe euer Gebirge von ganzem Herzen; aber jeden Morgen, wenn ich zum Fenster hinaussehe, ja bei allem Tagewerk gegen hohe Wände zu blicken, das hielt ich nicht aus. Das Herz, das mir in den Augen brennt und drängt, es würde ganz auf eigene Hand sterben vor Sehnsucht.

Jetzt durch die einsamen Grachten zwischen den Elbinseln hin- durch, wo die Ruder an beiden Seiten ins Gras schlagen, in das hohe Gras, das den Kindern bis zum Wauche reicht, wo leise der Wind die Palme streichelt, wie eine Mutter die Stirn ihres schlafenden Kindes, wo kaum ein Laut vernehmbar ist als ab und zu das dumpfe, sattbehaftige Brummen einer Kuh. Natürlich lehrten wir bei „Mutter Thiesen“ ein.

(Schluß folgt.)

Preußische Kaiserpläne Napoleons.

Eine Denkschrift Talleyrands.

Zu den dümmsten, aber auch zähesten Legenden preußischer Geschichtsschreibung gehört die Darstellung, daß der erste Napoleon aus wildem Ehrgeiz und unerfättlicher Länderraubgier 1806 das

arme Preußen überfallen und gerstüekelt habe; wofür dann in den „Freiheitskriegen“ herrliche Vergeltung geübt worden sei.

In Wahrheit hatte Napoleon seine weltgeschichtliche Aufgabe von der Revolution übernommen. Seine ganze Politik war be- herrscht durch die Notwendigkeit, England, den führenden Bundes- genossen des feudalen Europa, den eifersüchtigen Alleinherrscher über Handel und Industrie der ganzen Welt, niederzuwerfen. Zu diesem Zwecke mußte er England isolieren und dessen Helfer, in erster Linie Rußland, händigen. Diesem Ziele diente ein Bündnis mit Preußen, dessen militärische Leistungsfähigkeit Napoleon über- schätzte. Napoleon wollte in einem starken Preußen sich einen Bundesgenossen gegen England und Rußland werben; nur die feige und blinde Angst der preußi- schen Machthaber durchkreuzte die napoleonische Politik und veran- laßte die rasche Wendung Napoleons und in der Folge den Zu- sammenbruch Preußens.

Diese Tatsachen werden aufs neue bewiesen durch eine inter- essante Denkschrift Talleyrands, die bisher unbekannt war und die Paul Baillieu soeben in der „Zeitschrift für osteuropäische Ge- schichte“ veröffentlicht. Die Denkschrift stammt von Anfang Sep- tember 1806, also unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges.

„In der Festland- wie in der Seepolitik (so heißt es in der Ur- tunde, aus der wir einen Auszug versehen) hat Frankreich nur einen Feind: England. Zur See bedarf England keiner Hilfe. Dagegen hat es sie in einer Kontinentalpolitik notwendig. Sein natürlicher Bundesgenosse ist Rußland.

Nur zwei Mächte stehen außerhalb des Bündnisystems Frank- reichs, ich meine Preußen und Oesterreich. Ich nenne Preußen, denn der letzte Bündnisvertrag, den man mit ihm gemacht hat, wurde von ihm mit so ängstlichem Zögern abgeschlossen, (daß man ihn nicht rechnen kann).

Preußen hat Furcht, weil es verzagt ist und falsch gewesen ist; es hat Furcht, weil es fühlt, daß es kein Recht hat, eine freimütige Aufrichtigkeit zu fordern, die Opfer veranlassen würde, deren Wert alles übertrifft, was seine Macht, sein Bündnis und seine Neigung gelten könnte. Es hat Furcht, weil es zuletzt gesehen hat, daß Frankreich das deutsche Kaiserreich zerstört hat, wie durch einen Zaubertrick und ohne seine Genehmigung.

Preußen hat Furcht, weil man bei dieser Gelegenheit keine Rücksicht auf seine nachbarlichen Interessen genommen hat, auch nicht auf seine freundschaftlichen und Familienbeziehungen, weil man auf der deutschen Landkarte die famose Neutralitätslinie des Nor- dens ausgewischt hat und auf der Visite der Fürsten den Schwager seines Königs. Es hat Furcht, weil zu seiner Verfügung nur noch Hessen-Kassel und Sachsen bleibt, und weil, durch den Aufstieg Frankreichs, das eine ihm durch die Unabhängigkeit, das andere durch den Anschluß an den Rheinbund verloren ging.

Endlich hat Preußen Furcht — aber dieses Motiv schreibe ich seinen Ministern nur zu, sofern sie fähig sein sollten, in die Tiefen der großen Grundsätze der allgemeinen europäischen Politik einzu- dringen —, es hat Furcht, weil es fühlen muß, daß in der gegen- wärtigen Lage sein Bündnis den Zielen Frankreichs nicht genügt. Was sind die Ziele Frankreichs hinsichtlich der Vollendung seines Bündnisystems? Europa den Russen, als den natürlichen Helfern Englands, zu schließen. Doch Hannover (das Frankreich England abgenommen und Preußen übergeben hatte) genügt für diesen Zweck nicht. Preußen muß mächtig genug im Norden Deutschlands sein, um dort die Politik aller Höfe zu beherrschen und sie kräftig und entscheidend gegen Rußland zu lenken. Es muß genügend Einfluß auf Schweden und Dänemark haben, um sie zu zwingen, mit ihm gemeinsam die Aufgabe zu vollführen, den Sund den Engländern zu sperren. Wenn Preußen dieses Streben hätte, wenn es verstände, eine kraftvolle Haltung einzunehmen, wie sie seinen wirklichen Machtmitteln und seinem Reichtum entspräche, wenn es sich dann auf dem Gebiete der deutschen Interessen Frankreich anvertraute, während es fest und stolz dieselben Interessen gegen die Angriffe des Nordens verteidigte, dann würde es eine große Macht werden und ein würdiger Verbündeter des französischen Kaiserreichs. Man muß zugeben, daß viele moralische Erwägungen für dieses Bünd- nis sprechen, in seinem kräftigsten und weitesten Sinne. Frankreich hat es nötig, daß es in seinen Plänen nicht gestört werde durch Vorurteile, die aus Empfindlichkeit und Verleththeit entstanden sind, auch nicht durch Ideen von Vorherrschaft, Religion, Verwandtschaft und Alter. Preußen ist gänzlich frei von solchen Beziehungen. Es ist durch Frankreich nicht verkleinert, erniedrigt, geplündert worden. Und wenn es nicht an Ruhm, auch nicht an wirklicher Macht in der französischen Revolution gewonnen hat, so hat es doch an Machtmitteln und Besitz gewonnen. Es ist auch kein alter Staat. Alle Staaten Deutschlands ändern Umfang und Namen. Die Fürsten vergrößern sich und gewinnen neues Wesen. Preußen hat in allen diesen Beziehungen kein von Frankreich abweichendes Interesse.

Man kann noch sagen, daß bei der Vermehrung der Königs- tümer, die jetzt erfolgt ist, die Königswürde gleichsam im Kurs gesunken ist durch die Kleinheit des Umfangs und die geringe Be- völkerungszahl, und daß deshalb das Angebot der Kaiser- Krone an Preußen ihm in diesem wichtigen Punkt ein neues, dem des französischen Kaiserreichs gleichlaufendes Interesse gibt.

Frankreich muß den Katholizismus für seine Zwecke gebrauchen und die Leitung dieses großen Gebietes des moralischen Einflusses auf Regierungen und Völker beherrschen. Preußen hat weder Grund noch Vorwand, Frankreich in dieser Beziehung die Leitung streitig zu machen,

Die Prinzen des Hauses Bourbon sind nicht in Preußen. Preußen zählt keinen Feind unter den Feinden Frankreichs.

So ist aus all diesen Erwägungen das Bündnis mit Preußen gut, wenn es genügend ist. Es würde genügend sein, wenn Preußen den Ehrgeiz hätte, der ihm zukommt, wenn es eine entschlossene Politik beginnen und sich vertrauensvoll der Leitung Frankreichs überlasse.

Das Bündnis mit Preußen muß für es selbst ein Pfand der Macht und für uns ein Pfand der Sicherheit sein.

Drei Hauptbedingungen genügen, um den ersten Zweck zu erreichen: die Garantie Hannovers seitens Frankreichs, die Uebertragung der Kaiserwürde an das Haus Brandenburg, die Schaffung eines Nordbundes.

Drei Hauptbedingungen genügen, um den zweiten Zweck zu erreichen:

Die Einverleibung Pommerns oder zum mindesten die sofortige Besetzung durch Preußen, in jedem Falle eines Krieges zwischen Frankreich, Rußland und England.

Die Besetzung Holsteins in demselben Kriegsfall, jedesmal wenn Dänemark nicht kräftig mit Preußen zusammenwirkt, um den Sund den Engländern zu schließen.

Uebereinstimmende gesetzliche und Verwaltungsmaßnahmen, in Friedens- wie in Kriegszeiten, hinsichtlich der Zulassung oder Ab-sperrung englischer Waren auf dem Kontinent."

Am Schlusse der Denkschrift werden dann die Gründe aufgezählt, warum ein Bündnis mit Preußen doch nicht genügen möchte: Die Unschlüssigkeit des zu keiner großen Aktion fähigen Königs von Preußen, die Schwäche Preußens, das sich sogar vor dem schwachen Schweden demütigte, der Mangel einer preussischen Flotte.

Dennoch hätte Preußen damals das Bündnis mit Napoleon und — mehr als zwei Menschenalter vor Versailles! — die Kaiserkrone haben können, wenn es nicht durch den monarchischen, junkerlichen und militärischen Absolutismus geistig und physisch völlig gerüttelt gewesen wäre, unfähig zu jeder Politik. Es ist müßig, die Geschichte umrechnen zu wollen, zu kalkulieren, was geschehen wäre, wenn dieses oder jenes anders gekommen wäre. In diesem Falle überwindet man aber nur schwer die Neigung solcher Nachprüfung. Sicher wäre Europa einen schnelleren und glücklicheren Weg zur Demokratie gegangen. Indessen die Geschichte ist kein Oberechnungshof!

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Was ist Materie? Aus Materie bestehen, wie der Heidelberger Physiker Lenard in einem von der Wochenschrift „Umschau“ wiedergegebenen Bericht der Heidelberger Akademie ausführlich, alle die greifbaren Körper um uns, die festen, flüssigen und gasförmigen, alles, was aus den rund 100 Elementen der Chemie aufgebaut ist. Sie besitzt körnige Struktur; die Körner nennen wir Atome, deren es ebenso viele Sorten gibt, als wir Elemente kennen. Wir sind sehr genau unterrichtet über die Größe der Atome, dieser Bausteine der Materie; namentlich für die Durchschnittsgröße der Atome haben sich auf sehr verschiedenen Wegen gut übereinstimmende Werte ergeben. Innerhalb einer Kugel von etwa mehreren Zehnmilliontel Millimetern Durchmesser findet sich danach alles, was zum Atom speziell gehört. Sind das auch sicherlich sehr kleine Räume, so hat man dennoch in diesen in letzter Zeit noch Einzelheiten zu unterscheiden vermocht. Namentlich durch die Untersuchung des Durchgangs der Kathodenstrahlen durch Materie haben sich wichtige Einblicke in die Konstitution der Atome gewinnen lassen. Die Tatsache, daß die Kathodenstrahlabsorption in allen Stoffen lediglich von deren Masse beeinflusst ist und daß alle sonstigen physikalischen und chemischen Eigenschaften der Stoffe hierbei völlig zurücktreten, führt zu dem Schluß, daß alle Atomarten, alle Materie aus gleichen Grundbestandteilen in verschiedener Zahl aufgebaut sei. Eine entscheidende Bestätigung hat diese Auffassung durch die Auffindung des Radiums erhalten.

Was ist nun aber der Grundstoff, aus welchem alle Atome aufgebaut sind? Da die Kathodenstrahlen aus fortgeschleudertem negativer Elektrizität bestehen, so ist aus der Tatsache ihrer Absorption auf das Vorhandensein elektrischer Felder im Innern der Atome zu schließen. Als Zentren dieser Felder sind Elektrizitäten anzunehmen, abgeteilt in Elementarquanten, wie solche der negativen Elektrizität eben in den Kathodenstrahlen vorliegen, und zwar muß, da die Atome im gewöhnlichen Zustand unelektrisch sind, gleichviel positive und negative Elektrizität sich in ihnen vorfinden. Ueber die Raumerfüllung dieser Zentren gibt die Untersuchung der Absorption von Kathodenstrahlen sehr verschiedener Geschwindigkeit Aufschluß. Das Resultat ist, daß der für Kathodenstrahlen, d. i. negative Elektrizität, unurchringliche Raum in den Atomen außerordentlich gering ist und der gesamte dem Atom zugehörige Raum nahezu ausschließlich von den elektrischen Kraftfeldern erfüllt ist, so daß das Atom in der Hauptsache als eine Zusammenfassung dieser Felder ohne merkliches materielles Eigenvolumen aufzufassen ist. Die an den Grenzen des Atomraumes befindlichen Kraftfelder sind es dann offenbar, durch die ein Atom auf ein anderes, genügend nahe befindliches wirken kann. Dies sind

die Kräfte, die die Atome im Molekül zusammenhalten und welche man gewöhnt ist, chemische Kräfte der Atome zu nennen. Auch die Molekularkräfte, die Kräfte der Festigkeit, erscheinen hier nach als elektrische Kräfte. Es wird so z. B. auch die lange unverständliche, aus der Erscheinung der Kristallisation hervorgehende Tatsache begrifflich, daß die Moleküle nicht nur anziehende, sondern auch drehende Kräfte aufeinander ausüben.

Anthropologisches.

Beeinflussung der Schädelform bei kleinen Kindern. Es ist eine alte Sache, daß die Schönheit oder Hässlichkeit eines kleinen Kindes nicht unbedingt maßgebend für die Ausbildung der Gesichtszüge und der Kopfform im erwachsenen Lebensalter ist. Manche Eltern oder Tanten können sich gar nicht genug darüber wundern, daß aus einem hübschen Knaben oder Mädchen später ein Mensch mit wenig anziehendem Aussehen wird. Oft aber ist es auch umgekehrt, indem hässliche Kinder sich allmählich verschönern. Zuweilen ist es durchaus nicht aussichtslos, den Gang des Wachstums in dieser Hinsicht beeinflussen zu wollen, und zwar kann man sowohl angeborene Mängel zur Milderung bringen als auch die Ausbildung von Verunstaltungen verhüten. Dies bezieht sich namentlich auf die Kopfform. Der kindliche Schädel ist bekanntlich noch einer Umformung zugänglich. Daher kommt es, daß durch die ständige Einnahme einer ungeeigneten Körperlage und Kopfhaltung ein Schiefwerden des Schädels eintritt. Die eigentlich gefährliche Zeit für solche nachteiligen Einflüsse sind die ersten Wochen und Monate des Lebens, während im zweiten Lebensjahr der Schädel bereits genügend erstarrt ist, um solchen Veränderungen zu widerstehen. Auch die künstlichen Verunstaltungen des Schädels, die bei manchen Völkern üblich sind, z. B. auf der Balkanhalbinsel oder bei den Plattkopfindianern, werden an den Kindern im ersten Jahr erzeugt. Dr. Walcher hat nun durch eine gründliche Abhandlung in der Münchener Medizinischen Wochenschrift gezeigt, wie man das Schiefwerden des Kopfes bei kleinen Kindern verhindern kann, und zwar einfach dadurch, daß man das Kind in eine bestimmte Lage in seinem Bettchen bringt, die so kleine Kinder leicht einhalten. Uebrigens meint Dr. Walcher, daß wegen dieser Nachgiebigkeit des kindlichen Schädels dessen Form als Unterscheidungsmerkmal für ganze Rassen, namentlich für die vorgezeichneten Menschen, nur einen bedingten Wert besitzen kann.

Aus dem Tierreiche.

Das erste Werk über das Olapi. Die Zoologie gehört sonst nicht gerade zu den Wissenschaften, die der Welt jetzt noch große Ueberraschungen bereiten. Die Zeiten, in denen die Erschließung neuer Länder sowie das erste Vordringen in die großen Tiefen des Weltmeeres auch eine ganz neue Lebenswelt zur Kenntnis der Menschen brachte, sind vorüber. Daher wirkte die Nachricht, daß man in Innerafrika ein großes, bisher den Augen der Europäer vollkommen verborgen gebliebenes Säugetier — eben das Olapi — entdeckt habe, aufsehenerregend. Jetzt hat der bekannte Zoologe Ray Lankester diesem sonderbaren Tier ein eigenes Werk gewidmet, das vom Britischen Museum herausgegeben ist. Es war bisher freilich noch nicht gelungen, das Olapi lebend zu fangen. Erst in den letzten Tagen kam die Nachricht aus New York, daß Dr. Bumpus vom dortigen naturhistorischen Museum im Kongo-Gebiet tatsächlich eine ganze Olapi-Familie lebendig in seinen Besitz gebracht habe und nun mit diesem einzigartigen Schatz auf dem Wege nach der Küste sich befinde.

Die ersten Nachrichten über das Olapi gelangten gerade zu Beginn des neuen Jahrhunderts nach Europa, und zwar war es der Afrikareisende Johnston, dem diese Kunde zu danken war. Er sah das Tier zum erstenmal im nördlichen Teil des großen Waldgebietes des Kongobeckens, und Lankester hat dem Tier insofern dessen den Namen *Ocapia Johnstoni* beigelegt. Mit seiner wissenschaftlichen Erforschung ging es aber nicht sehr schnell, weil die ersten Proben des Tieres, die nach Europa zur Untersuchung gebracht wurden, verschiedenen Arten anzugehören schienen. Namentlich wiesen die zebraartigen Streifen des Hinterteils eine verblüffende Mannigfaltigkeit auf. Erst später stellte es sich heraus, daß dieser Wechsel in der Streifung bei dem Olapi etwas zu Gewöhnliches ist, um danach eine Scheidung von Arten vorzunehmen. Eine zweite Schwierigkeit bestand in der Frage, ob die giraffenähnlichen Hörner auf dem Kopf immer vorhanden wären oder nicht. Ob es sich dabei nur um Unterschiede des Geschlechts oder um verschiedene Arten handelte, ließ sich noch nicht beurteilen. Nun machten aber die Zoologen gewaltige Anstrengungen, diese Rätsel zu lösen, und namentlich von London, Paris und Brüssel wurden besondere Expeditionen ausgesandt, um ein größeres Material für die Erforschung des Olapi zu sammeln. Nachdem dies zusammengebracht und studiert worden ist, hat man sich jetzt darauf geeinigt, daß nur eine Art des Olapi besteht, aber möglicherweise in einige örtliche Rassen geschieden ist. Als Verbreitungsgebiet des Olapi kennt man jetzt die Gegend von Njange im östlichen Teil des Kongostaates bis zu den Wäldern westlich vom Albert-See; nach Westen findet es sich nördlich vom Kongo bis zum Unterlauf des Rubangi. Das ganze Gebiet ist eine Zone, die 4 bis 5 Grad beiderseits vom Äquator sich erstreckt.